

Wiedergelesen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **67 (1987)**

Heft 12

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thomas Morus und die Insel Utopia

Bei Gelegenheit einer Neuauflage

In seiner Schrift «Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft» hat sich Friedrich Engels energisch von Utopien und Utopisten distanziert. Er hatte wohl ein etwas anderes Verständnis von der Sache als die Bussprediger von heute, die uns — und namentlich uns selbstzufriedenen Schweizern — ein schreckliches Defizit an vorausdeutender Phantasie und eine beschämende Unfähigkeit zur Utopie vorwerfen. Vielleicht trifft es ja zu, dass unsere komplizierter gewordene Gegenwart für Utopien weniger übrig hat als andere Zeiten. Und vermutlich sind die nüchternen und pragmatischen Schweizer darüber nicht unglücklich

und halten das eher für eine Tugend als für eine Schande. Die letzte grosse Konjunktur hatte das «utopische Denken» vor etwa zwei Jahrzehnten; aber da war dieser Begriff auch schon arg strapaziert. Wunschdenken und eher unreife politische Entwürfe, verworrene Träume von einer anderen und natürlich besseren Gesellschaft beanspruchten damals den Ehrentitel, Utopien zu sein. Im allgemeinen Sprachgebrauch wurden damit Ziele und Hoffnungen, die sich auf eine Umgestaltung und Veränderung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnungen richteten, in einen höheren und gewissermassen erlauchten Rang erhoben gegen-

Die Rubrik «Wiedergelesen» ist nicht eine Abteilung für Vergessenes. Es sollen darin Werke der Literatur besprochen werden, die möglicherweise in den allgemeinen und stets aufs neue genutzten Besitz übergegangen sind. Nicht mehr im Gespräch sind sie jedoch da, wo die Neuigkeiten verhandelt und die Trends bestimmt werden: auf den Literaturseiten, im Kulturressort der Massenmedien. Vielleicht wird unter den Büchern oder Gesamtwerken, die hier in unregelmässiger Folge diskutiert werden sollen, ab und zu auch eines sein, das noch vor wenigen Jahren im Gespräch gewesen ist, eine vielbeachtete, umstrittene, gepriesene Neuheit. Eine Monatszeitschrift, schon weil sie nicht ausschliesslich der Literatur gewidmet ist, kommt immer wieder in die Lage, dass sie Neuerscheinungen, auf die sie unbedingt eingehen möchte, nicht fristgerecht, nämlich in der Zeit, in der sie Aktualität haben, anzeigen und kritisch würdigen kann. Die Flut des Neueren überläuft ständig das nicht mehr ganz Neue. Hier also werden wir auch auf Werke eingehen, die vor Jahresfrist, vor einem Jahrzehnt oder noch viel früher erschienen sind. An ihnen besonders erweist sich, dass literarische Gegenwart mehr umspannt als die kurzfristige Aktualität.

über ebenso legitimen Bemühungen um Erhaltung und Bewahrung des Erreichten. «*Utopisch zu denken*», also ohne Rücksicht auf das, was da nun vielfältig, schwerfällig und sicher nicht rundum verabscheuungswürdig vorliegt als gesellschaftliche und politische Realität, wurde fatalerweise Mode. Es hat, wie man unschwer feststellen kann, weniger bewirkt als die mühsame und unspektakuläre Kleinarbeit im Quartierverein, im Gemeinderat, in den Parlamenten. Das ist natürlich auch ein Grund dafür, dass die utopische Euphorie alsbald in Enttäuschung umschlug, in den Katzenjammer darüber, dass «*wir keine Utopien mehr haben*».

Also fehlen sie uns? Wer — übrigens — wäre da mit «*uns*» gemeint? Öffentliche Veranstaltungen wie die in der Kartause Ittingen («*Fehlen uns Utopien?*») oder die in der Alten Kirche Boswil («*Demokratie — ein Traum*») scheinen allen Ernstes eine Art Utopiedefizit vorzusetzen, zunächst allgemein, weil offenbar die schönen gesellschaftlichen Träume ausgeträumt seien, aber besonders im Blick auf schweizerische Zustände. Da nämlich, in der Schweiz, werde ja nicht einmal die Idee, auf der die Eidgenossenschaft doch beruhe, wirklich auch gelebt. Es sei da bloss ein verwaltetes, von Interessen dominiertes System zu konstatieren, dem — weil Liebe und Identifikation geschwunden seien — niemand mehr einen utopischen Entwurf entgegenhalte. So Hans J. Ammann in der Kartause Ittingen im einleitenden Thesenreferat zum Podiumsgespräch. Zwischen Schriftstellern, die man (ohne es zu hinterfragen) als «*Utopisten*» versteht, und einer Gruppe, in der ein Politiker, ein Wissenschaftler und ein Wirtschaftsfachmann die «*Realisten*» und «*Macher*» zu

vertreten hatten, suchte Iso Camartin als Gesprächsleiter eine Antwort im Dialog. Es blieb bei voneinander abweichenden Ansichten. Unwiderlegt, ja bestätigt war am Schluss nur das Faktum, dass sich die Schweiz gegenüber Utopien resistent erweist, was den einen zum Ärger und zur Wut, den andern eher zur Genugtuung und zur Freude gereicht.

Wut darüber äussert mit zunehmendem Alter heftiger der Schriftsteller Max Frisch. In Boswil sprach er kürzlich seine Enttäuschung aus. Den Zuhörern in der Alten Kirche redete er ganz gehörig ins Gewissen. Er sehe — in der Schweiz — «*dominierend das Goldene Kalb*». An heutige Mehrheiten könne er schon gar nicht mehr glauben. Zwar könnte man ja auch sagen, die «*Hoffnungswahl*» dieses Herbstes habe einmal mehr die eher geringe Anfälligkeit der Schweiz für Schlagworte und Verheissungen aller Art bewiesen. Aber das eben wirft Max Frisch uns vor: Das utopische Denken bewege hierzulande nichts mehr, es sei «*zum Kerzenschmuck geworden*». Ihn ärgert, dass darüber kaum noch Wut entbrenne, sondern Zufriedenheit sich breitmache.

*

In Ittingen sagte einer der Gesprächsteilnehmer, wir machten die Erde zur Hölle, wenn wir sie unbedingt zum Paradies machen wollten. Ich denke, das war auch gar nicht die Zielsetzung derer, auf die «*Utopie*» als geistige, kreative Möglichkeit des Menschen zurückgeht. Vielleicht ist der Erfinder der «*Città del Sole*», der Dominikaner Campanella, eine Ausnahme, nämlich ein Eiferer und Rebell, ein Verfolgter, dessen Vision eines besseren Staatswesens und einer glückli-

chen Gesellschaft, wie er sie versteht, allerdings Züge einer absurden totalitären Ordnung trägt. Vergegenwärtigt man sich Campanellas rigorose Konstruktion in allen Konsequenzen, weiss man jedenfalls die Unvollkommenheiten unserer Wirklichkeit erst recht zu schätzen.

Doch eben nicht die Busspredigt, nicht die barsche Zurechtweisung und nicht die Drohung, endlich umzukehren und die Alternative zu wählen, war die Absicht des Mannes, der 1516 das vielbeachtete und wahrhaft geniale Buch *«Utopia»* erscheinen liess. Thomas Morus hat einen scharfsinnigen, kritischen, satirischen, die Schwächen und Fehler der Herrschenden unnach-sichtlich blossstellenden Traktat geschrieben, das ist keine Frage. Und doch ist *«Utopia»* zugleich auch ein Buch der Heiterkeit und des befreienden Humors. Man liest es mit grösstem Vergnügen auch heute noch, erst recht in der sehr schönen Ausgabe, zu der Michael Matthias Prechtel sechzehn zeitnahe, farbige Illustrationen geschaffen hat, freche Verweise auf Zeitloses und Aktuelles¹. Ich glaube nicht, dass Thomas Morus mit seiner dialogischen Erzählung von der besten aller Staatsverfassungen wirklich entwerfen wollte, was anzustreben und baldmöglichst zu verwirklichen sei. Und so gut wie sicher scheint mir, dass er keine Wut empfand gegenüber denjenigen, die Einwände hatten oder Zweifel äuserten. Sein Buch ist ein Dialog, Platon wird darin genannt, und sokratisch könnte man den Geist nennen, der darin waltet. Es ist ein Geist der fröhlichen Wissenschaft, eine weltmännische, humanistische Kultiviertheit, die nicht allein mit Argumenten, sondern auch mit menschlichen Konstellationen, mit Gesprächssituationen rechnet.

Da wird etwa mit einem Lächeln angedeutet, dass Zustimmung oder Ablehnung nicht allein aufgrund der besseren Argumente zu erfolgen pflegen, sondern je nachdem, ob etwa ein Kardinal oder ein gewöhnlicher Bürger oder ein Narr seine Ansichten vorträgt. Ausserdem muss man bedenken, dass Thomas Morus seine *«Utopia»* mit den Entdeckungsreisen verknüpft. Die Nachrichten über unbekannte Länder und Menschen bewegten die Phantasie der Bewohner der Alten Welt. Genau so, wie diese Berichte verbreitet wurden, baut Morus sein Werk auf. Einer, der Amerigo Vespucci auf seinen Reisen begleitet hat, ein Raphael Hythlodeus, unterhält sich mit dem Verfasser und seinem Freund über Strafrecht, über Sitten und staatliche Institutionen exotischer Völker. *«Ein wahrhaft kostbares und ebenso bekömmliches wie kurzweiliges Buch über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopia»* ist der ausführliche Titel dieser Gespräche.

Nicht eine Schmährede auf das Bestehende ist also beabsichtigt, kein Menetekel erscheint auf der Wand, und kein enttäuschter Weltverbesserer hält seinen stumpfhirnigen Zeitgenossen eine Standpauke. Hier misst sich die freie Gedankenlust mit den Einwänden der Pragmatiker und mit den Bedenken derer, die in Staatsgeschäften der Alten Welt Erfahrung haben. Es ist ein wahrhaftiges geistiges Vergnügen, an dem teilzuhaben den Leser noch heute erfreut. Derjenige nämlich, der — wenn denn der Ausdruck nicht zu vermeiden ist — *«utopisch denkt»* (als ob nicht alles Denken diese Komponente hätte!), bezeichnet seine Beschreibungen einer anderen Welt ausdrücklich als Beispiel. Das heisst, hier sei nicht einfach etwas, das zu übernehmen und zu realisieren

sei. Es soll aber erreicht werden, dass wir das Bestehende mit anderen Augen sehen, freier, aus einer imaginären Distanz.

Aufschlussreich scheint mir auch, dass es Raphael Hythlodeus ausdrücklich ablehnt, einem König mit seinen Ratschlägen zu dienen. Seine Zuhörer beschwören ihn zwar, er müsse unbedingt seine Erfahrungen und sein Wissen einem Staatenlenker zur Verfügung halten. Aber er beweist ihnen in einer eindrucklichen Passage, wie gering seine Chancen wären, wirklich gehört zu werden. Darin steckt natürlich Anklage und Satire auf das Günstlingswesen und auf die Opportunisten unter den Würdenträgern der Krone. Hythlodeus beschreibt mit geradezu vernichtender Vollständigkeit, welcher Art etwa die Einflüsterungen sind, denen der König ausgesetzt ist und denen er schliesslich auch folgt. Hier schon äussert er übrigens Ansichten, die den Kern seiner *«Utopie»* ausmachen. Stelle dir vor, sagt er zu Morus, ich würde im Rat behaupten, die Sicherheit und das Vermögen des Königs beruhen allein auf dem Vermögen seines Volkes und nicht auf seinem eigenen, und es sei die Pflicht eines Königs, mehr für seines Volkes Wohlergehen als für sein eigenes zu sorgen. Die Aussichten solcher Grundsätze wären bei Hofe wohl gering. Aber an der Überzeugung, alle bösen Wirkungen kämen letztlich vom Privateigentum, hält Hythlodeus dennoch fest. In Utopia könne man mit Fug von einem *«Gemeinwesen»* sprechen, sagt er. Wer anderswo von *«Gemeinwohl»* rede, meine doch nur seinen Privatvorteil. Nur in Utopia, wo es kein Privateigentum gebe, betreibe man die Interessen der Allgemeinheit ernsthaft. Die Schlussrede des Weltreisenden gipfelt

in einer flammenden Anklage gegen die Reichen, die sich die Macht ange-masst haben.

Der Verfasser, Thomas Morus, zeigt sich sichtlich beeindruckt von diesem Schluss. Aber dann fragt er doch, ob es Hythlodeus ertragen würde, wenn man abweichende Meinungen dazu äusserte. Sich und seine Leser entlässt er jedenfalls mit der Aussicht, dass eine Diskussion darüber noch stattfinden werde, in absehbarer Zeit, wie er hoffe. Er gibt zu, in der Verfassung der Utopier gebe es manches, was er in unseren Staaten gerne auch eingeführt sehen möchte. Doch sei das wohl *«mehr Wunsch als Hoffnung»*.

Es ist aber nicht die erstaunliche, kühne und provozierende Beschreibung einer Gegenwelt allein, die das Buch zu einer *«ebenso bekömmlichen wie kurzweiligen Lektüre»* macht. In den zahlreichen topographischen Merkmalen, in der Schilderung der Hauptstadt Amaurotum, in Einzelheiten aller Art sind Anspielungen auf England und auf London im frühen 16. Jahrhundert verborgen. Der Erzähler beschreibt die Wahl und die Arbeitsweise der Obrigkeiten, er beschreibt die Handwerker, den Umgang der Utopier miteinander. Was uns verwundern könnte: Sie haben zum Beispiel Sklaven, Menschen, die wegen eines Verbrechens in diesen Stand versetzt worden sind. Und leider gibt es, obwohl ihn die Utopier verabscheuen, auch Krieg. Also betreiben sie, und zwar Männer und Frauen, eine ständige militärische Ausbildung, um im Bedarfsfalle gerüstet zu sein. Sie führen keine Angriffskriege; aber sie verteidigen sich und verfolgen auch das Unrecht, das etwa ihren Freunden angetan worden ist. In religiösen Dingen sind sie tolerant, haben jedoch

nach ihrer Entdeckung durch die Europäer das Christentum angenommen, vor allem unter dem Eindruck der gemeinschaftlichen Lebensführung der Jünger Christi. «Ihre Priester», sagt der weitgereiste Hythlodeus, «sind ausserordentlich fromm und deshalb sehr wenig zahlreich». Das ist nur ein Beispiel für die satirische Treffsicherheit, für die Überlegenheit auch, mit der hier das Positive manchmal doch auch ins Zwielflicht gesetzt wird.

*

Utopia ist eine Insel, die vorher und nachher niemand wieder angelaufen hat. Die Berichte über das seltsame Eiland und die Menschen, die darauf wohnen und so ganz anders als wir ihre öffentlichen Angelegenheiten geregelt haben, bleiben brisant. Das Beispiel Utopia hat die Kraft, Unruhe zu stiften, und das nicht darum, weil Forderungen gestellt und Missstände blossgestellt werden. Es gelingt diesem vergnüglichen Buch, Assoziationen auszulösen. Ein Beitrag dieser Art sind die Illustrationen von Michael Matthias Prechtl, sechzehn kecke Bildkommentare zum Text. Man betrachtet sie am besten mit dem losen Bogen in der Hand, den der Verlag der Ausgabe beigelegt hat und der betitelt ist: «Thomas Morus betrachtet Michael Matthias Prechtls Bilder zu seiner *Utopia*» (Anmerkungen von Iring Fetscher mit Widersprüchen des Künstlers). Da wird nämlich die alte, im 18. Jahrhundert gepflegte Gattung des Totengesprächs aufgenommen, des Dialogs mit einem Verstorbenen. Die Annahme ist, man habe Morus in der «Sonderabteilung für Heilige» im Himmel die Bilder Prechtls vorgelegt. Iring Fetscher habe seine Kommentare dazu aus dem himmlischen Stenogramm übertragen, und

der Maler habe seine Widersprüche dazugesetzt. Es zeigt sich jedoch, dass Morus mit Prechtl im allgemeinen bestens zufrieden ist und ihm am Schluss herzlich die Hand drückt. Er fühlt sich verstanden, wenn der Künstler, angeregt durch den Passus, die Utopier hätten sich vor jeder Mahlzeit irgendeinen Text moralischen Inhalts vorgelesen, ein Porträt von Ernst Bloch hinsetzt, eine Amme und Albert Einstein an ihrer Brust. Er sehe im oberen Teil, meint Morus, einen seiner eifrigsten und phantasievollsten Erben, sozusagen den «Geist der Utopie», und er sehe unten den Dr. Einstein, der seines Wissens ein engagierter Pazifist und Demokrat gewesen sei, der zuletzt unter Verantwortung für die Entwicklung einer schrecklichen Waffe sehr gelitten habe.

Ob uns Utopien fehlen, uns Zeitgenossen des Rüstungswahnsinns, der Wettersatelliten und Elektronenrechner? Vielleicht fehlt uns eher der rechte Umgang damit. Vielleicht sollten wir Thomas Morus wieder lesen. Für uns freilich entfallen die märchenhaften Vorstellungen von unbekanntem Erdteilen; der Traum vom edlen Wilden ist längst ausgeträumt, und wo er — wie jüngst noch auf den Philippinen — durch sensationelle Berichte zu neuem Leben erweckt wird, erweist er sich alsbald als Manipulation und Fälschung. Selbst die Gesellschaftsmodelle, die man sich nach den Erzählungen des Hythlodeus konzipieren kann, sind nicht nur ausgedacht, sondern auch ausprobiert worden. Soll man nun den «Prager Frühling» eine Utopie nennen? Und wie verhält es sich mit der «Charta 77»?

Zwischen dem spielerischen, geistreichen und witzigen Dialog um Wahrscheinlichkeiten und Möglichkei-

ten, zwischen dem Spiel mit völlig neuen und anderen Rechtsgrundsätzen, wie es die Freunde in dem Buch «Utopia» miteinander spielen, und unserer Suche nach einer noch möglichen Zukunft klafft ein Abgrund, den man nicht damit überspringt, dass man als Gebot der Stunde «*utopisches Denken*» empfiehlt. Uns müsste eher die Sorge drücken, dass wir die reale Gegenwart, ihre Chancen und ihre Gefahren, ihren Reichtum und ihre Schwächen noch gar nicht kennen und dass wir durch Gerede und Parolen aller Art davon abgelenkt werden, sie auch wirklich kennenzulernen. Wenn uns dabei das Träumen und das Gedankenspiel nicht verlorengehen, um so schöner. Es ist wohl unverzichtbar, es ist eine Fähigkeit des Menschen, die ihn voranbringt.

Morus versichert ganz am Schluss

seines imaginären Gesprächs, er habe zwar Spass und Witz verwendet, aber man dürfe daraus denn doch nicht schliessen, dass es ihm nur aufs Amüsement angekommen sei. Er meine es ernst, namentlich da, wo er vom Gemeineigentum rede. Aber das ist ein Satz, der genau genommen nicht von Morus, sondern von seinem Ghostwriter Iring Fetscher stammt.

Anton Krättli

¹ Ein wahrhaft kostbares und ebenso bekömmliches wie kurzweiliges Buch über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopia, verfasst von dem hochberühmten Thomas Morus, Bürger der weltbekannten Stadt London, unter Mithilfe des Magisters Peter Aegid aus Antwerpen. Mit sechzehn zeitnahen Bildern von Michael Matthias Prechtel, Maler zu Nürnberg. Verlag C.H. Beck, München 1987.

Für alle Freunde der Natur. Die Cigarren und Stumpen von Wuhrmann werden aus guten und naturreinen Übersee-Tabaken mit Liebe für Liebhaber gemacht. Zum Beispiel: **Habana Feu.** Der währschafte Stumpen.



A. Wuhrmann & Cie AG. Cigarrenfabrik Rheinfelden.
Cigarren und Stumpen aus naturreinen Übersee-Tabaken.